

Die menschliche Innenwelt ist das Innere der Natur

Georg Maier

Das 9. Kapitel des Buches *Being on Earth* enthält Kommentare zu Zitaten aus R. Steiners Einleitungen zu Goethes Naturwissenschaftlichen Schriften, Kapitel XVIII Goethes Weltanschauung in seinen «Sprüchen in Prosa» (Steiner 1897).

Sie werden vielleicht überraschend erscheinen für LeserInnen, die den gestaltenden Einfluss unserer inneren Bilder auf das, was wir in der Welt wahrnehmen – Intentionalität genannt –, noch nicht bewusst erfahren haben.

Der Mensch ist nicht zufrieden mit dem, was die Natur freiwillig seinem beobachtenden Geiste darbietet. Er fühlt, dass sie, um die Mannigfaltigkeit ihrer Schöpfungen hervorzubringen, Triebkräfte braucht, die sie dem Beobachter zunächst verbirgt. Die Natur spricht ihr letztes Wort nicht selbst aus. Unsere Erfahrung zeigt uns, was die Natur schaffen kann, aber sie sagt uns nicht, wie dieses Schaffen geschieht. In dem menschlichen Geiste selbst liegt das Mittel, die Triebkräfte der Natur zu enthüllen. Aus dem Menschengeniste steigen die Ideen auf, die Aufklärung darüber bringen, wie die Natur ihre Schöpfungen zustande bringt. Was die Erscheinungen der Aussenwelt verbergen, im Innern des Menschen wird es offenbar. Was der menschliche Geist an Naturgesetzen erdenkt: es ist nicht zur Natur hinzu erfunden; es ist die eigene Wesenheit der Natur, und der Geist ist nur der Schauplatz, auf dem die Natur die Geheimnisse ihres Wirkens sichtbar werden lässt. Was wir an den Dingen beobachten, das ist nur ein Teil der Dinge. Was in unserem Geiste emporquillt, wenn er sich den Dingen gegenüberstellt, das ist der andere Teil. Dieselben Dinge sind es, die von aussen zu uns sprechen, und die in uns sprechen. Erst wenn wir die Sprache der Aussenwelt mit der unseres Innern zusammenhalten, haben wir die volle Wirklichkeit. Was wollten die wahren Philosophen aller Zeiten? Nichts anderes als das Wesen der Dinge verkünden, das diese selbst aussprechen, wenn der Geist sich ihnen als Sprachorgan darbietet.

Wenn Steiner die Art, wie uns die Natur zunächst erscheint, der vollkommeneren Erscheinung gegenüberstellt, die durch die Verbindung mit unse-

rem Inneren zustande kommt, meint er nicht, dass Phänomene allgemein zuerst einmal ohne Intentionalität auftauchen, und dass wir dann über sie nachdenken, um sie tiefer zu verstehen. Vielmehr setzt er einfach selbstverständlich die (vielleicht unbewusste) in Kultur und Geschichte verwurzelte Intentionalität voraus, die uns schon unser Bild der Natur vermittelt hat. Dann lenkt er unsere Aufmerksamkeit auf die bewussteren und besser geschulten Intentionen des Philosophen (oder Wissenschaftlers), über die wir leichter erkennen können, wie unsere innere Haltung die Erscheinungen bedingt. Man kann sich das folgendermassen denken: Etwas begegnet uns in der Welt, aber dieses Etwas wird nicht zur Erscheinung, bevor wir uns intentional damit verbunden haben, entweder in der Art, wie sie uns durch unsere Kultur weitgehend gegeben ist, oder mit der bewussteren und methodisch differenzierten Denkweise des Wissenschaftlers.

Wenn wir die Natur beobachten, wird unser Interesse durch unsere spezielle Situation und das, was wir in die Begegnung einbringen, gelenkt. Vieles hängt davon ab, dass es uns gelingt, die Einzelheiten des Beobachtungskontexts zu erkennen und zu integrieren; dann erst erfahren wir eine Ganzheit, die dem physischen wie dem geistigen Auge erscheint. Nehmen wir Goethes Beispiel vom Bach: Ich finde an einem Bach schön geformte Steine, deren luftexponierte Oberflächen malerisch mit grünem Moos überzogen sind. Aber nicht nur Feuchtigkeit hat diese Moosbildung hervorgebracht: Nordausrichtung und schattige Lage mögen mit im Spiel sein. Lasse ich diese Einflussfaktoren in meinem Bild aus, wird es weder Wahrheit noch Überzeugungskraft in sich tragen.

Zunächst ist man vielleicht von etwas Unerwartetem betroffen. Man mag aufmerksam werden und sich der Sache zuwenden. Weil die grünen Oberflächen sich von der dunklen Umgebung abheben, bemerken wir das Moos, insbesondere, wenn wir auch Feuchtigkeit und Schattenverhältnisse am Ort beachten. Setzen wir diese Art von innerer Aktivität fort, kann die ganze Situation in der Schönheit und «magischen» Qualität erstrahlen, von der Goethe spricht. Das erinnert an eine Bemerkung von Karl Aschenbrenner: «Ja, irgendwie ist das schönere Objekt immer dasjenige, das wir besser verstehen».⁴

Wenn der Mensch sein Inneres über die Natur sprechen lässt, so erkennt er, dass die Natur hinter dem zurückbleibt, was sie vermöge ihrer Triebkräfte leisten könnte. Der Geist sieht das, was die Erfahrung enthält, in vollkommenerer Gestalt. Er findet, dass die Natur ihre

4 Im Gespräch mit Ron Brady; s. Being on Earth, Kap. 8

Absichten mit ihren Schöpfungen nicht erreicht. Er fühlt sich berufen, diese Absichten in vollendeter Form darzustellen. Er schafft Gestalten, in denen er zeigt: dies hat die Natur gewollt; aber sie konnte es nur bis zu einem gewissen Grade vollbringen. Diese Gestalten sind die Werke der Kunst. In ihnen schafft der Mensch das in einer vollkommenen Weise, was die Natur unvollkommen zeigt.

Philosoph und Künstler haben das gleiche Ziel. Sie suchen das Vollkommene zu gestalten, das ihr Geist erschaut, wenn sie die Natur auf sich wirken lassen. Aber es stehen ihnen verschiedene Mittel zu Gebote, um dies Ziel zu erreichen. In dem Philosophen leuchtet ein Gedanke, eine Idee auf, wenn er einem Naturprozess gegenübersteht. Diese spricht er aus. In dem Künstler entsteht ein Bild dieses Prozesses, das diesen vollkommener zeigt, als er sich in der Aussenwelt beobachten lässt. Philosoph und Künstler bilden die Beobachtung auf verschiedenen Wegen weiter. Der Künstler braucht die Triebkräfte der Natur in der Form nicht zu kennen, in der sie sich dem Philosophen enthüllen. Wenn er ein Ding oder einen Vorgang wahrnimmt, so entsteht unmittelbar ein Bild in seinem Geiste, in dem die Gesetze der Natur in vollkommenerer Form ausgeprägt sind als in dem entsprechenden Dinge oder Vorgänge der Aussenwelt. Diese Gesetze in Form des Gedankens brauchen nicht in seinen Geist einzutreten. Erkenntnis und Kunst sind aber doch innerlich verwandt. Sie zeigen die Anlagen der Natur, die in der blossen äusseren Natur nicht zur vollen Entwicklung kommen.

Die LeserInnen werden sich erinnern, dass Goethe sowohl Künstler als auch Wissenschaftler und Philosoph war. Beide Seiten und ihre Empfänglichkeit brachte er offensichtlich bei der Bachszene ins Spiel. In diesem Beispiel schien der Bach seine Geheimnisse preiszugeben. Aber Steiner verweist rätselhafterweise auf Fälle, in denen es der Natur nicht gelingt, sich perfekt zum Ausdruck zu bringen – wo die Erscheinungen «die Triebkräfte» der Natur nicht vollständig verkörpern. Als Menschen haben wir die Aufgabe, das Wirken der Natur deutlicher, frei von zufälligen Einflüssen, darzustellen. Ein Künstler kann beispielsweise alles Überflüssige abtragen, um eine charakteristische Geste zu voller Sichtbarkeit zu bringen. Dies ist etwa dem Bildhauer Brancusi immer wieder gelungen. Kein Vogel wird seinen Körper in die Vertikale dehnen wie seine Vögel es tun. Aber diese Vögel vermitteln demjenigen, der es zu würdigen versteht, die Gebärde dieser Kreatur bei der äussersten Hingabe an ihren Gesang vollkommener als jeder tatsächliche Vogel. Auf ähnliche Weise bringt Brancusis Skulptur «Das Neugeborene» den Schrei eines Kindes in reinsten Form zum Ausdruck.

Die technisierte Zivilisation bringt die Natur mit mechanischen Mitteln zu einer gewissen Vollkommenheit. Wir sind beeindruckt von dieser Perfektion, wenn wir die bis zum Horizont reichenden Felder einer Monokultur sehen – ein Anblick, der durch massiven Maschineneinsatz, das Schaffen von künstlichen Umgebungen und zunehmend durch Gentechnik ermöglicht wird.

Von einem anderen Gesichtspunkt aus können wir jedoch sagen, dass sich hier das Gegenteil natürlicher Vollkommenheit darbietet. Der typische Charakter der Natur wird hier unterdrückt; eingespannt in die Zielvorgabe der Profitmaximierung kann sie ihr volles Potential nicht entfalten. Die endlosen Felder bekunden Unfruchtbarkeit – in der Art, wie wir sie mit dem «Stummen Frühling»⁵ assoziieren. Typisch für die Natur ist dagegen, dass Gesundheit und Vielfalt miteinander einhergehen.

Gehen wir solche Fragen vom ästhetischen Standpunkt an, beginnen wir nicht nur die für eine Heilung notwendigen Massnahmen zu erkennen, sondern wir empfinden auch moralisch den Drang zu handeln.

Der Gedankeninhalt, der aus dem menschlichen Geiste entspringt, wenn dieser sich der Aussenwelt gegenüberstellt, ist die Wahrheit. Der Mensch kann keine andere Erkenntnis verlangen als eine solche, die er selbst hervorbringt. Wer hinter den Dingen noch etwas sucht, das deren eigentliches Wesen bedeuten soll, der hat sich nicht zum Bewusstsein gebracht, dass alle Fragen nach dem Wesen der Dinge nur aus einem menschlichen Bedürfnisse entspringen: das, was man wahrnimmt, auch mit dem Gedanken zu durchdringen. Die Dinge sprechen zu uns, und unser Inneres spricht, wenn wir die Dinge beobachten. Diese zwei Sprachen stammen aus demselben Urwesen, und der Mensch ist berufen, deren gegenseitiges Verständnis zu bewirken. Darin besteht das, was man Erkenntnis nennt. Und dies und nichts anderes sucht der, der die Bedürfnisse der menschlichen Natur versteht. Wer zu diesem Verständnis nicht gelangt, dem bleiben die Dinge der Aussenwelt fremdartig. Er hört aus seinem Innern das Wesen der Dinge nicht zu sich sprechen. Deshalb vermutet er, dass dieses Wesen hinter den Dingen verborgen sei. Er glaubt an eine Aussenwelt noch hinter der Wahrnehmungswelt. Aber die Dinge sind nur so lange äussere Dinge, so lange man sie bloss beobachtet. Wenn man über sie nachdenkt, hören sie auf, ausser uns zu sein. Man verschmilzt mit ihrem inneren Wesen.

5 «Silent Spring» heisst der Titel eines Buches von Rachel Carson, das 1962 erschienen ist.

Für den Menschen besteht nur so lange der Gegensatz von objektiver äusserer Wahrnehmung und subjektiver innerer Gedankenwelt, als er die Zusammengehörigkeit dieser Welten nicht erkennt. Die menschliche Innenwelt ist das Innere der Natur.

Das blossе Beobachten hält uns bewusstseinsmässig in der Rolle eines Zuschauers, der lediglich beschreibend festhält, was er verstanden hat. Wir sind noch nicht in die integrierende Aktivität eingetaucht, die geeignet ist, den Einzelheiten im jeweiligen Gesamtkontext Bedeutung zu verleihen. Sobald wir in dieser Art aktiv werden, beginnt die Begegnung uns wichtig zu werden und hinterlässt Spuren in unserer Biographie. Was uns äusserlich bleibt, ist offensichtlich das, mit dem wir unsere innere Verbindung abgebrochen haben.

Diese Gedanken werden nicht widerlegt durch die Tatsache, dass verschiedene Menschen sich verschiedene Vorstellungen von den Dingen machen. Auch nicht dadurch, dass die Organisationen der Menschen verschieden sind, so dass man nicht weiss, ob eine und dieselbe Farbe von verschiedenen Menschen in der ganz gleichen Weise gesehen wird. Denn nicht darauf kommt es an, ob sich die Menschen über eine und dieselbe Sache genau das gleiche Urteil bilden, sondern darauf, ob die Sprache, die das Innere des Menschen spricht, eben die Sprache ist, die das Wesen der Dinge ausdrückt. Die einzelnen Urteile sind nach der Organisation des Menschen und nach dem Standpunkte, von dem aus er die Dinge betrachtet, verschieden; aber alle Urteile entspringen dem gleichen Elemente und führen in das Wesen der Dinge. Dieses kann in verschiedenen Gedankennuancen zum Ausdruck kommen; aber es bleibt deshalb doch das Wesen der Dinge.

Erleben zwei Menschen eine Situation unterschiedlich und schliessen entsprechend verschiedene Gedankengänge an, muss das nicht notwendigerweise zu Uneinigkeit führen. Im Gespräch kann sich jeder in die Erfahrung und Gedankenführung des anderen einleben. So lernen nicht nur beide den anderen als Person zu schätzen, sondern beide gewinnen auch eine neue Sichtweise auf die Welt. Zwei Leute, die von unterschiedlichen Standpunkten auf einen Baum schauen, können verschiedene, aber vollständig vereinbare Ansichten gewinnen: Unterschiedliche Blickrichtungen sind immer eine Bereicherung für unser Weltverständnis.

Der Mensch muss die Dinge aus seinem Geiste sprechen lassen, wenn er ihr Wesen erkennen will. Alles, was er über dieses Wesen zu sagen

hat, ist den geistigen Erlebnissen seines Innern entlehnt. Nur von sich aus kann der Mensch die Welt beurteilen. Er muss anthropomorphisch denken. In die einfachste Erscheinung, z. B. in den Stoss zweier Körper bringt man einen Anthropomorphismus hinein, wenn man sich darüber ausspricht. Das Urteil: «Der eine Körper stösst den andern», ist bereits anthropomorphisch. Denn man muss, wenn man über die blossе Beobachtung des Vorganges hinauskommen will, das Erlebnis auf ihn übertragen, das unser eigener Körper hat, wenn er einen Körper der Aussenwelt in Bewegung versetzt. Alle physikalischen Erklärungen sind versteckte Anthropomorphismen. Man vermenschlicht die Natur, wenn man sie erklärt, man legt die inneren Erlebnisse des Menschen in sie hinein. Aber diese subjektiven Erlebnisse sind das innere Wesen der Dinge. Und man kann daher nicht sagen, dass der Mensch die objektive Wahrheit, das «An sich» der Dinge nicht erkenne, weil er sich nur subjektive Vorstellungen über sie machen kann. Von einer anderen als einer subjektiven menschlichen Wahrheit kann gar nicht die Rede sein. Denn Wahrheit ist Hineinlegen subjektiver Erlebnisse in den objektiven Erscheinungszusammenhang. Diese subjektiven Erlebnisse können sogar einen ganz individuellen Charakter annehmen. Sie sind dennoch der Ausdruck des inneren Wesens der Dinge. Man kann in die Dinge nur hineinlegen, was man selbst in sich erlebt hat. Demnach wird auch jeder Mensch, gemäss seinen individuellen Erlebnissen etwas in gewissem Sinne anderes in die Dinge hineinlegen. Wie ich mir gewisse Vorgänge der Natur deute, ist für einen andern, der nicht das gleiche innerlich erlebt hat, nicht ganz zu verstehen. Es handelt sich aber gar nicht darum, dass alle Menschen das gleiche über die Dinge denken, sondern nur darum, dass sie, wenn sie über die Dinge denken, im Elemente der Wahrheit leben. Man kann deshalb die Gedanken eines andern nicht als solche betrachten und sie annehmen oder ablehnen, sondern man soll sie als die Verkünder seiner Individualität ansehen. «Diejenigen, welche widersprechen und streiten, sollten mitunter bedenken, dass nicht jede Sprache jedem verständlich sei» (Natw. Schr., 4. Bd., 2. Abt., S. 355). Eine Philosophie kann niemals eine allgemeingültige Wahrheit überliefern, sondern sie schildert die inneren Erlebnisse des Philosophen, durch die er die äusseren Erscheinungen deutet.

Wenn ein Ding durch das Organ des menschlichen Geistes seine Wesenheit ausspricht, so kommt die volle Wirklichkeit nur durch den Zusammenfluss des äusseren Objektiven und des inneren Subjektiven zustande. Weder durch einseitiges Beobachten, noch durch einseitiges Denken erkennt der Mensch die Wirklichkeit. Diese ist nicht als etwas

Fertiges in der objektiven Welt vorhanden, sondern wird erst durch den menschlichen Geist in Verbindung mit den Dingen hervorgebracht. Die objektiven Dinge sind nur ein Teil der Wirklichkeit. Wer ausschliesslich die sinnliche Erfahrung anpreist, dem muss man mit Goethe erwidern, «dass die Erfahrung nur die Hälfte der Erfahrung ist» (Natw. Schr., 4. Bd., 2. Abt., S.503). «Alles Faktische ist schon Theorie», d.h. es offenbart sich im menschlichen Geiste ein Ideelles, wenn er ein Faktisches betrachtet.

Das Vorangehende wird denen rätselhaft erscheinen, die noch immer überzeugt sind, ihr Wissen beziehe sich auf eine Welt, die sich im strikten Sinn ausserhalb von ihnen befindet. Um den Sinn dieser Aussagen zu erfassen, müssen wir eine individuelle Entwicklung durchmachen, die uns die tiefe Bedeutung des «Lernens durch Handeln» enthüllt. Durch die aktive Beschäftigung mit der Welt entwickeln wir die Fähigkeiten, die nötig sind, um sie zu verstehen.

Hat man die Rolle der Intentionalität im Bewusstsein, wird die Bedeutung von Goethes Behauptung «dass die (sinnliche) Erfahrung nur die Hälfte der Erfahrung ist», erkennbar. Erfahrung hat zwei Hälften: einerseits das, was uns die Welt präphänomenal – also bevor sie uns zur Erscheinung wird – anbietet, andererseits unsere innere Aktivität, mit der wir auf dieses Angebot eingehen. Das Innere und das Äussere sind im Gespräch. Wachen wir für dieses Gespräch auf, geben wir die Gewohnheit auf, für eine der beiden Positionen Partei zu ergreifen. Das heisst, wir hören auf, uns nur mit der inneren Hälfte der Erfahrung zu identifizieren und verbinden uns vollständig mit der Auffassung, dass «die Wirklichkeit nicht als etwas Fertiges in der objektiven Welt vorhanden ist». Die Spaltung zwischen Subjekt und Objekt – als getrennten und gegensätzlichen Realitäten – ist aufgehoben. Und die Vereinigung der Gegensätze führt uns zur Geistesgegenwart – Erdengegenwart, wir sind auf der Erde *anwesend*.

Als Menschen sind wir auf die Zustände beschränkt, die innerhalb der menschlichen Konstitution möglich sind. Im Bewusstsein dieser Begrenzung konnte Goethe anerkennen, dass unsere Erfahrung in menschlicher Form – also anthropozentrisch – auftritt. Nur weil wir uns selber als Körper erfahren, können wir andere Körper erkennen, und wir neigen dazu, uns anderer Körper durch Berührung zu vergewissern. Unsere Augen folgen dem Ball in einem Tennismatch soweit ihre Muskeln die Drehung in den Augenhöhlen zulassen. Wenn wir Musik hören, merken wir, dass unser Atemsystem, ja sogar unsere Glieder angeregt werden, Melodie und Rhythmus zu begleiten. Gärtnerische Erfahrung vermittelt uns eine Einschätzung, wie Klima, Boden und umgebende Vegetation zusammen die Entwicklung

einer spezifischen Kulturpflanze beeinflussen. «Nur von sich aus kann der Mensch die Welt beurteilen.» Wenn wir das tun, kommen wir aber keineswegs zu einem minderwertigen Verständnis. Eher werden wir zur Bühne, auf der die Welt mit sich selbst ins Gespräch tritt.

Zugegeben: es ist schwierig, das metaphysische Dogma des einsamen Selbst, des Subjekts, das vom Zugang zu den Objekten abgeschnitten ist, aufzugeben. Ein Witz bringt das Problem auf den Punkt:

Ein Psychiatrie-Patient war überzeugt, er sei eine Maus und kam in die Klinik, weil er Angst hatte, von einer Katze gefressen zu werden. Der Psychiater arbeitete intensiv daran, die Wahnvorstellung zu vertreiben. Langsam aber sicher schienen sich Fortschritte einzustellen, bis eines Tages der Psychiater zum Patienten sagte: «Wir sind jetzt beide sicher, dass Sie keine Maus sind, also können Sie jetzt nach Hause gehen.» Der Patient antwortete: «Ja, Sie haben recht. Natürlich bin ich keine Maus. Was für eine dumme Idee! Aber ich würde doch lieber in der Klinik bleiben.» Der Arzt ist überrascht, warum denn? «Nun», sagte der Patient «ich selber weiss genau, dass ich keine Maus bin. Aber ist es denn sicher, dass die Katze das auch weiss?»

Wir können veraltete Vorstellungen von uns selber nicht aufgeben, ohne unsere gewohnten Vorstellungen der Wirklichkeit zurückzulassen. Wir können das einsame Selbst nur überwinden, indem wir die Vorstellung einer fertigen objektiven Welt fallen lassen.

Zwischenruf von Georg Maier zur deutschen Übersetzung

Der Titel der englischen Fassung des Buches lautet: *Being on Earth*. Es muss auffallen, dass ausserdem noch ein anderes Dasein stillschweigend vorausgesetzt ist. In den vorangehenden Kapiteln wurde schon darauf aufmerksam gemacht, dass alles aus einem Zweierlei entwickelt werden kann.

Das Erste war, dass man unversehens auf ein Zweierlei stiess, obwohl man vermeinte, auf ein Einziges hinzugehen: nämlich das Entstehen eines Zweierlei mit der Hinwendung auf die Erde. So gehört zu jedem Wesen sein *Habitat*.

Existenz: Anders stellt sich das Zweierlei im Wechsel von Zuwendung und Verschlussensein radikal als Anwesendsein und Abwesenheit dar.

Zu Company:

Das Zweierlei entwickelt sich zunächst wie mit Freunden von Gemeinsamem getragen, doch muss es nicht eingeschränkt bleiben; es kann sich auch auf die Gemeinsamkeit – die seelische Verbundenheit – von Garten und Gärtner beziehen.

Jetzt sind wir schon beinahe beim Anfang dieser Betrachtung des Entstehens und Vergehens von Zweierlei angekommen.

Existenz – vom «Dass» des Erscheinens

Georg Maier

«Existenz» schreiben wir gewöhnlich einem Ding zu, das *ist*. Sagen wir, eine bestimmte seltene Art existiere, meinen wir, dass es lebendige Exemplare davon gibt, d.h. dass die Art nicht ausgestorben ist. Existenz handelt also von wirklicher Anwesenheit, davon sprechen wir hier. Im Lateinischen hat *existere* auch die Bedeutungen «zum Vorschein kommen, werden». In diesem Sinn verwenden wir auch hier den Begriff – um zu betonen, dass eine *verantwortliche* menschliche Gegenwart in Erscheinung tritt – ein ähnlicher Vorgang wie beim Aufwachen. Existieren in diesem Sinn heisst nicht bloss, dass wir am Leben sind und dass man uns kennt, sondern dass wir im eigenen biographischen Habitat voll bewusst und wach als Individuum anwesend sind.

Beim Lesen einer Biographie gehen wir davon aus, dass wir verschiedene Ereignisse als Bedingungen zu verstehen haben, die eine Person formen. Würden Lehrer erwarten, dass Schüler ihren Stil in Zeichnungen und schriftlichen Arbeiten exakt kopieren (und damit alle Schulhefte gleich aussähen), wären wir nicht überrascht, wenn die Schüler später als Erwachsene nur schwer zu eigener Initiative fänden. So verstanden würde das biographische Habitat auf einen Menschen wirken, der seiner Umgebung passiv ausgesetzt ist.

Aber die Erscheinungen, die wir antreffen, brauchen uns nicht in diesem Ausmass zu nötigen. Der eine fasst eine gegebene Situation als Handlungsappell auf, ein anderer hört den Aufruf nicht. Wenn wir unsere eigenen Herausforderungen entdecken, beginnt für uns die Existenz im eigenen biographischen Habitat.

Begegnungen und ihre Folgen

Ich begriff, was Intentionalität heisst, als ich den Necker-Würfel gezeigt bekam und entscheiden sollte, ob ich von oben oder von unten schaute. Dieser Würfel ist ein ausgezeichnetes Beispiel für Intentionalität. Der Effekt beruht auf einer Art ungenauer Perspektive. Weil in der Zeichnung zwei perfekt quadratische Flächen gleich gross wiedergegeben sind (trotz unterschiedlicher Distanz vom Betrachter) – verlaufen die Linien, die diese zwei Flächen verbinden, parallel zueinander – wir können ohne weiteres vorne und hinten austauschen. Eines Tages wies mein Kollege Manfred von Mackensen auf einen weit schwerwiegenderen – zudem unnötigen – Fehler

in der herkömmlichen Zeichnung: Die beiden perfekt quadratischen Flächen implizieren, dass wir senkrecht auf ihre Mitte schauen – was eindeutig nicht der Fall ist. Wir schauen den Würfel von einem Standpunkt neben dem Zentrum an.

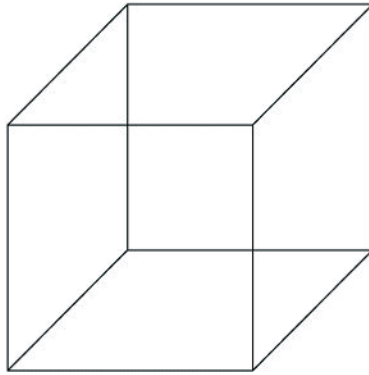


Abb. 1

Von da an war der Necker-Würfel für mich anders. Er «funktionierte» noch, war aber wegen des Fehlers, der mir nun bewusst war, beeinträchtigt. Zudem drängte es mich, eine Version des Würfels ohne diesen Makel zu finden. Den Würfel mit korrekter Perspektive – bei erhaltener Doppeldeutigkeit – zu zeichnen, scheint zunächst aussichtslos. Zum Glück gibt es doch eine Lösung:

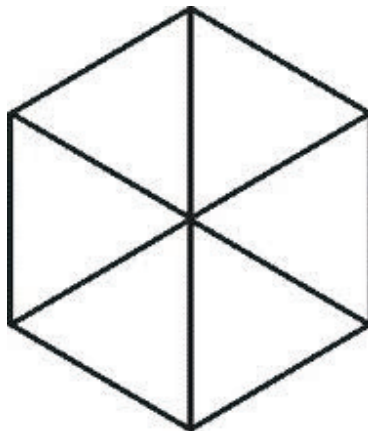


Abb. 2

Das Bild ist einfach ein Sechseck mit drei Diagonalen. Es «verlangt» nicht dringend als Würfel gesehen zu werden, man kann es ohne weiteres als blosse Fläche betrachten. Aber wenn man will, findet man vier verschiedene dreidimensionale Würfelansichten, die nun nicht mehr den Fehler des Necker-Würfels haben. Die Ansicht von oben ergibt sich, wenn man annimmt, dass eines der beiden Parallelogramme, die das obere (mittlere) Dreieck einschliessen, vorne oben liegt. Zwei weitere Würfel erscheinen, wenn man je eines der unteren Parallelogramme, die das Basisdreieck einschliessen, von vorne unten gesehen auffasst.

Damit haben wir Intentionalität – unseren aktiven Part bei der Wahrnehmung – wieder aufgegriffen und geübt. Allerdings ist der Necker-Würfel nur ein Beispiel dafür, wie eine einfache Frage für einen Einzelnen relevant werden kann. Sowohl meine erste Begegnung mit dem Necker-Würfel wie die Kritik meines Kollegen erreichten mich über den Weg der Sinneswahrnehmung. Nachdem sie erschienen waren, wurden sie zu meiner Sache; ich hatte sie erkannt – sie hatten mich erkannt! Dieses Buch (*Beeing on Earth*, aus dem dieser Text stammt, Red.) wäre nie entstanden, hätte nicht Ron Brady das Verständnis von Intentionalität als seine persönliche Aufgabe aufgegriffen.

Damit sind wir zurück beim biographischen Habitat des Menschen.

Begegnungen im Märchen

In Sagen oder Märchen gibt es folgende typische Situation:

Der junge Held verlässt sein Zuhause, entweder auf der Suche nach etwas Bestimmtem, oder einfach um in die Welt hinaus zu gehen. Unterwegs taucht ein eher unbedeutendes Wesen auf. Es ist in Not oder braucht etwas und gibt dem Helden die Möglichkeit Hilfe anzubieten; z.B. einer kleinen alten Frau, oder einer Maus oder einem Vogel. Der Held ignoriert die Begegnung oder nimmt sie ernst, hört, was das Wesen von ihm will und *handelt* entsprechend. Oft hören wir in solchen Märchen von drei Brüdern oder zwei Schwestern, die nacheinander den gleichen Weg nehmen. Alle werden um das gleiche gebeten – aber nur einer macht sich die Mühe zu helfen. Er wird mit einem guten Rat oder einer speziellen Gabe belohnt, was sich später als wesentlich für die Erfüllung einer entscheidenden Aufgabe herausstellen wird. Die andern, die achtlos vorbeigehen, können die Aufgabe nicht erfüllen.

Als Beispiel folgt hier ein Märchen aus *A Dictionary of British Folk-Tales in the English Language* von Kathrine M. Briggs (1991, S. 560-61)

Das Wasser des Lebens

Hier ist die Geschichte eines Edelmanns, der ein sehr guter Mann war, gut zu allen, nun aber lag er im Sterben. Er schickte nach dem Arzt und der sagte, dass nichts in der Welt ihn heilen könne, es sei denn, sie fänden das Wasser des Lebens.

Nun sagte ihm der Arzt, das Wasser des Lebens sei viele – hunderte – Meilen weit weg. Jemand müsse es finden, nichts anderes als das Wasser des Lebens könne ihn heilen. So sandte er seinen ältesten Sohn aus, um das Wasser des Lebens zu suchen.

Dieser trat seine Reise an und nach vielen Meilen traf er auf einen Hasen, der verletzt war. Er räumte ihn mit einem Fusstritt aus dem Weg und ging weiter. Er ging viele Meilen, bis er sich in einem tiefen Wald verirrt – und man hat nie wieder etwas von ihm gehört.

Die Zeit verging. Dann schickte der Vater seinen zweiten Sohn, um das Wasser des Lebens zu suchen. Der machte sich auf den Weg. Nach vielen Meilen traf er auf den verletzten Hasen und auch er kickte ihn aus dem Weg und ging weiter.

Nun kam es zum jüngsten Sohn. «Mein Sohn», sprach der Vater, suche für mich das Wasser des Lebens». Er trat seine Reise an und reiste viele Meilen bis er zum Hasen kam. Er hob das arme Tier auf und versuchte es zu verarzten und legte es dann vorsichtig an den Strassenrand. Nach vielen Meilen Reise wurde er müde. Als er sich umschaute, sah er den Hasen hinter sich. «Jack», sagt der Hase, «du bist sehr müde. Was suchst du?» «Ach», sagt er. «Ich suche das Wasser des Lebens, um meinen Vater zu retten».

«Nun», sagt der Hase, setz dich auf meinen Rücken, ich bringe dich zum Wasser des Lebens».

«Oh», sagt Jack, «ich kann mich nicht auf einen kleinen Hasen setzen».

«Doch doch», sagt der, «spring auf meinen Rücken und ich bringe dich zum Wasser des Lebens.»

So setzte er sich auf den Rücken des Hasen und sie reisten viele Meilen, bis sie zum Wasser des Lebens kamen. Er füllte seine Flasche und trat die Rückreise an. Der Hase brachte ihn zu einem Palast, wo er bewirtet wurde und wo es eine junge Prinzessin gab, die sich in ihn verliebte.

So kehrte er heim und rettete seinem Vater das Leben. Dann ging er zum Schloss zurück und holte seine Prinzessin.

Der Jüngling Jack nimmt Anteil an der Situation, die er antrifft. Der verletzte Hase hat anscheinend keinen Bezug zu seinem Bestreben, aber hier und jetzt trifft Jack ihn *auf seinem Weg*. Er erkennt, dass er etwas mit dem hilfsbedürftigen Wesen zu tun hat und «kickt es nicht aus dem Weg». Er

begreift, was die Situation erfordert: Er hebt den Hasen auf, versucht ihn zu verarzten und legt ihn vorsichtig an den Strassenrand.

Wir mögen versucht sein, Jack für einen guten Jungen zu halten: Er wendet allgemeine ethische Regeln an, die er von seinem guten Vater gelernt hat. Deshalb wird er später mit dem Wasser des Lebens und der Prinzessin belohnt. Aber die Geschichte hat anscheinend noch eine spezifische Botschaft: Der Hase ist nicht lediglich eine moralische Prüfung, sondern hilft mit, Jack zum Wasser des Lebens zu bringen. Er bekommt diese Hilfe nur, weil er vollkommen anwesend ist auf dem eigenen einmaligen Weg durch die Welt. Die Geschichte sagt uns, dass er, indem er sich um den Hasen kümmert, das Einzelereignis in seinen gesamten Lebenskontext stellt. Er sagt nicht: «Diese Zufallsbegegnung hat nichts zu tun mit meinem eigenen wichtigen Ziel, nämlich meinem Vater zu helfen.» *Jack als ganze Person ist in der Gegenwart anwesend.*

Existenz im Erscheinenlassen von Erscheinungen

Die «Märchen»-Auffassungsart von Erscheinungen gibt ihnen einen Bezug zu unserer eigenen Existenz. Die Ereignisse, die im Märchen erzählt werden, sind unabdingbar für die Entwicklung der Geschichte; ihr Verlauf zeigt, ob die Beteiligten verstehen, was die Ereignisse, auf die sie treffen – und von denen sie getroffen werden – implizieren. Dies kann auch philosophisch formuliert werden. *Heinrich Barth* (1965) entwickelte Baumgartens Zugang zur Ästhetik in dieser Richtung. Er erwähnt folgende Punkte:

- Sobald eine Erscheinung erscheint, pflegt ein Naturwissenschaftler zu fragen: «Was ist das?» Die Frage «Was?» fordert das Benennen von Art und Gattung; eine Erklärung, einen Mechanismus, eine Ursache, ein allgemeines Gesetz. Sie hebt das Ereignis aus der unmittelbaren Gegenwart hinaus. Und diese Art Frage entfernt uns – auch wenn sie unbeantwortet bleibt – von der simplen Tatsache, dass das Ereignis hier und jetzt stattfindet.
- Jetzt hier sein. Im Bereich des «Hier» bin ich mit der offensichtlichen Wirklichkeit unmittelbarer Gegenwart konfrontiert. Damit ich in diesem Bereich bleiben kann, darf ich die Erscheinung nicht in einem Kontext erklären, der mich von der aktuellen Begegnung mit ihr wegführt.
- Offensichtlich hängt es von mir ab, ob ich die damit gegebene Herausforderung annehme – ob ich sie mit meiner eigenen Biographie zusammentreffen lasse. Barth benutzte den Ausdruck «Weckruf», um klar zu machen, wie die Schlüsselerfahrung, *dass etwas für mich* erscheint und *mich* anspricht, uns – abgesehen von seinem «Was» – aufrütteln kann.
- Ein adäquates Erfassen des «Hier» offenbart, was die jeweilige Erscheinung für mich bedeutet. Ich erwache in die Gegenwart. Die Er-

scheinung ermöglicht einen Ausblick auf künftige Aufgaben; sie lässt erkennen, was mir aus der Zukunft entgegen kommt, im Sinne einer Berufung, mit der ich mich identifizieren kann. Dieser Vorgang, der in ein situationsgerechtes Handeln mündet, lässt den Einzelnen wirklich auf der Erde anwesend sein. Dann «existiert» er, er ist nicht abwesend. Barth geht nicht von einem gegebenen «Selbst» aus, das Erscheinungen erfährt. Er sieht Existenz vielmehr durch das erkennende Wahrnehmen der Erscheinung erzeugt.

- Mit dem Erkenntnisvorgang – der angemessenes Handeln einschliesst – kommen wir zur Existenz. Anders gesagt, wir erwachen zur Existenz. Der Vorgang offenbart die authentische Rolle des einzelnen Menschen. Die Spaltung zwischen Subjekt und Objekt wird aufgehoben.
- Es ist klar, dass eine solche Erkenntnis in Übereinstimmung mit Kriterien wie Wahrheit, Ganzheit und Güte – also den sogenannten Transzendentalien – auftritt. Vielleicht würden wir heute statt «Güte» eher «Solidarität» sagen.
- Kurz gesagt: «Die Erscheinung erscheinen lassen» – ein Lieblingsausdruck in Barths Philosophie – handelt davon, der Erscheinung zukünftige Bedeutung zu verleihen. Die Erscheinung wird damit zu einem wesentlichen Bestandteil der Existenz des Einzelnen. Erscheinung nicht erscheinen lassen heisst in diesem existentiellen Sinn, die Intuitionsquelle auszuschliessen. Lassen wir die Erscheinung erscheinen, erkennen wir unsere individuelle Aufgabe, und diese Erkenntnis macht uns zum freien Menschen.

Nach diesen Ausführungen erübrigt sich vielleicht der Hinweis, dass der existentielle Zugang komplementär ist zur vom Beobachter abgelösten Erkenntnisposition, bei dem der Einzelne vom gewonnenen Wissen unbeeindruckt bleibt. Allgemein wird erwartet, dass wissenschaftliche Erkenntnis «intersubjektiv» ist – d.h. von gleicher Bedeutung für alle Interessierten. Man geht davon aus, der Einzelne sei getrennt vom Wissen, genauso wie das Subjekt getrennt vom Objekt gedacht wird. Der Bereich des «Was» umfasst Inhalte, die die persönliche Existenz nicht berühren.

Kontingente Ereignisse

Erscheinung, die sich im «Hier» ereignet, ist von jeder Notwendigkeit abgekoppelt. Das Ereignis ist unvorhergesehen und einzigartig, seine Bedeutung hat sich noch zu entfalten. Die Begegnung zweier Menschen, die sich zum ersten Mal sehen, hat oft einen solchen «Hier» Charakter – dies ist vielleicht das bekannteste Beispiel. Wenn sich dann eine Beziehung entwickelt, erinnert man sich vielleicht an den ersten Eindruck, aber es ist offensichtlich

zwecklos, die andere Person in diese Erinnerung oder irgend ein Allgemeinurteil «einzusperren». Das wäre verheerend für die Entwicklungsmöglichkeiten der Beziehung. Lernt man sich besser kennen, wird man allmählich mit der Art und Weise des anderen vertraut. Ohne festgelegte Spielregeln ergibt sich, wie man miteinander umgeht. Im Rückblick sieht man, wie die eigene Entwicklung beeinflusst, unterstützt oder in neue Bahnen gelenkt wurde, aber nie kann die biographische Wirksamkeit der Beziehung ein für allemal beurteilt werden – wenn sie nicht ins Reich des «Was» verrutscht.

Existenz wächst aus einer Saat von Neugier und Erstaunen. Ein Vorhaben beginnt und muss mit seinem Ursprung verbunden bleiben. Um zu gedeihen, braucht es ein grosses Mass an Zuwendung und Treue. Wenn wir uns vertrauensvoll der Erfahrung hingeben, betreten wir ein neues Reich und finden uns mit einer ganz neuen Lebenssphäre verbunden. Solange wir im «Hier» bleiben, lassen wir nicht zu, dass bestimmte Erwartungen die Entwicklung des Keims stören. Erscheinungen gewinnen eine Erhabenheit wie wir sie in der Morgendämmerung oder beim ersten Ton einer Symphonie erleben. Eine Herausforderung, die angenommen wird, kann zu einem Langzeitprojekt werden; Erscheinungen im Verlauf des Projekts können uns fortwährend neue Hinweise geben.

Die künstlerische Natur von Aufgaben

In der produktiven Begegnung mit Erscheinungen praktizieren wir Ästhetik. Wir verbinden uns mit der Welt wie ein Künstler, und dadurch überwinden wir unsere Entfremdung von der Welt.

Erinnern wir uns an «Das Wasser des Lebens»: Die Geschichte beginnt mit einem hilfsbedürftigen Vater. Jacks Auftrag ist es, das Wasser des Lebens zu finden, das seinen Vater heilen soll. Unterwegs trifft er den Hasen, den seine Vorgänger mit einem Fusstritt aus dem Weg befördert hatten. Jack versucht den Hasen zu verarzten und legt ihn dann vorsichtig nieder. Später erscheint der Hase wieder, übernimmt nun die Führung und bringt Jack zum Wasser des Lebens. Jack entwickelt Bewusstsein für den Hasen – umgekehrt dieser für Jacks Aufgabe. In Märchen eröffnen sich dem Helden Handlungsmöglichkeiten, wenn er bemerkt, dass es an ihm ist einzugreifen, sobald er erkennt, dass eine Situation verfahren und inadäquat ist und seine Hilfe erfordert. Im Beispiel des Necker-Würfels erkennen wir einen Fehler und werden dazu geführt, die zugrundeliegende Geometrie genau zu verstehen. Eine Aufgabe, die durch eine Erscheinung aufgerufen wird, fordert immer Einsicht in Umwandlungsmöglichkeiten. Ron Brady sagt (in Kapitel 8 des Buches) über Brancusi:

«Wie häufig finden wir in der Natur ein Bild, das bis in jede Einzelheit so einheitlich ist, dass es so luzid ist wie seine Skulpturen? In jeder Wirklichkeit ist mehr ausgedrückt als die einfache Natur des Dings, denn der Rest der Welt drückt sich ihm ein. Brancusi umgeht die Kausalzusammenhänge, die potentiell in jedem natürlichen Bild erscheinen, indem er entweder alles, was nicht zur intendierten Geste gehört, verfeinert, oder dadurch, dass er ein Motiv wählt, dessen Gebärde sich vollständig der zum Ausdruck gebrachten Gemütsbewegung unterwirft.»

Das Erkennen der Erscheinung bildet für eine/n Künstler/in den Ausgangspunkt für sein oder ihr Ziel. Das Kunstwerk kann vollkommener mit der Einsicht des Künstlers übereinstimmen als die ursprüngliche Erscheinung. Es kann so unser Wiedererkennen dessen, was der Künstler in der Erscheinung intuitiv erfasste, ermöglichen. Das heisst, wir können in einem Kunstwerk sowohl eine gegenwärtige Wirklichkeit wie auch zukünftige Möglichkeiten erkennen. Wir haben gesehen, dass ästhetische Erkenntnis zuallererst Sinn für Tatsachen, für die Art und Weise wie ein Wesen an der ganzen Welt teilhat, erfordert, sowie einen Sinn für die Interessen und Bedürfnisse eines andern Wesens. Diese «Sinne» erschliessen uns die Welt und lassen uns zu Vorhaben mit wirklich künstlerischem Charakter aufbrechen. «Künstlerisch» in diesem Sinn sind selbstverständlich alle Berufe, die uns beim «Auf-der-Erde-Sein» helfen. Wir können demnach von Heil-, Lehr-, Sozialkunst sprechen, ja, sogar von der Kunst einer geeigneten Technologie. Allerdings kann eine Disziplin, in der Ziele und Methoden vorgegeben sind, nicht in unserem Sinne künstlerisch sein. Künstler müssen vielmehr ihr Ziel in einer Aufgabe finden, auf die sie selber stossen und mit der sie sich identifizieren können. Der Sinn für Tatsachen, dafür, wie ein Wesen in der Welt steht, und der Sinn für die Interessen und Bedürfnisse anderer Wesen bringen uns auf den Weg zu dieser Identifizierung. Was zunächst fremd scheint, wird zu einem integralen Bestandteil von uns selbst. Eine Umwandlung geschieht, die unsere Beziehung zur Welt «umstülpt». Rudolf Steiner gab vielen Zeitgenossen Varianten der folgenden Zeilen als – scheinbar paradoxes – Motto:

*Suche im eignen Wesen:
Und du findest die Welt;
Suche in der Aussenwelt
Und du findest dich selbst.*

Das Innen nach aussen, das Aussen nach innen wenden

Wie kommt es, dass Intentionalität uns immer wieder überrascht? Es scheint ein Wunder, dass unsere innere Intuition enthüllen und darstellen soll, was uns verborgen bleibt, solange wir als passive Zuschauer verharren. Wir haben an vielen Beispielen gezeigt, wie machtvoll individuelle Aufmerksamkeit uns am Erscheinenlassen von Erscheinungen teilhaben lässt. Was uns trifft, ist die Erfahrung, dass wir als aktiv Handelnde zur Existenz kommen und genau dasjenige ernten können, was wir behalten, unterstützen, pflegen und weiter erwägen wollen. Genau das kommt bei aktiver Wertschätzung zustande – es ist die einzige Möglichkeit, überhaupt eine Welt zu haben. Mit andern Worten: Den Schlüssel, der uns das bewusste Ernst-Nehmen der äusseren Welt erschliesst, finden wir in uns selber. Nur so ist Wissen über die Welt zu erwerben. Das «normale» Verständnis von Selbsterkenntnis impliziert allerdings, dass man sich von der Welt abschliesst. Schliess die Augen, werde taub für alle Klänge, isolier dich von der Welt. Man nimmt an, dass man beim Hören auf eine innere Stimme erkennt, wer man ist. Hier legen wir das Gegenteil nahe: Die Welt verleiht uns den Sinn unseres Lebens, wenn wir der unerwarteten Erscheinung, die sich *jetzt* darbietet, unsere Aufmerksamkeit schenken. Selbsterkenntnis findet im Aussen statt.

Wir kommen zur wirklichen Existenz, wenn wir vollständig wahrnehmen und erkennen, was die Welt uns mitteilt.

Begleitung

Georg Maier

Innen und Aussen erforschen

Im vorangehenden Kapitel haben wir gefragt: Wie gewinnen Erscheinungen Sinn und Folgerichtigkeit für den Einzelnen? Dabei kamen wir auf den Unterschied zwischen *wissen dass* und *hiersein*. *Hiersein* führt uns zu Schritten im Leben und damit wird deutlich, dass unsere Beziehung zur Welt sich umstülpt: Dinge in der Aussenwelt werden zu einer Quelle persönlicher Ratschläge – die in Gestalt zufälliger Ereignisse an uns herantreten. Hier geht es nicht mehr um eine Objekt-Aussenwelt, vielmehr um Erscheinungen, die wir so erfahren, dass sie uns persönlich betreffen. Wir haben teil an dem, was ausserhalb scheint. In dem Mass wie wir die erhaltenen Hinweise verstehen und ihnen folgen, finden wir uns tatsächlich *hier anwesend*.

Hiersein geschieht, wenn wir uns der gegenwärtigen Situation zuwenden, sie bewusst gestalten und zur eigenen Sache machen. Hier sein ist der angewandte ästhetische Zugang zum wirklichen Leben!

Erinnern wir uns an den anderen, «anästhetischen», «logischen» Zugang, wo jemand vom erworbenen Wissen noch unberührt bleibt. Als Einstellung, die für die wissenschaftliche Erkenntnis angemessen ist, soll er «intersubjektiv» sein – d.h. von gleicher Bedeutung für alle Interessierten. Der Einzelne soll vom Wissen abgetrennt sein wie das Subjekt vom Objekt. In diesem Bereich suchen wir allgemeine Verständigung in Begriffen, die wir mit andern austauschen können. Der Bereich des «Was» enthält Inhalte in einer Form, die persönliches Beteiligtsein nicht benötigt oder sogar ausschliesst.

Suche im eignen Wesen: Und du findest die Welt;

Während die Sinneswahrnehmung uns einzelne Erscheinungen gibt, verbindet unser Denken diese mit allgemeinen Begriffen. Wir finden also *in* uns die nötigen Werkzeuge, um die Welt in universellen Konzepten zu verstehen, sie «wissenschaftlich» zu erfassen. Beim Schreiben dieses Buches mussten die Autoren unablässig *innen* nach mitteilbaren allgemeinen Begriffen für diesen anderen Bereich suchen:

Suche in der Aussenwelt und du findest dich selbst.

Ziemlich sicher erweist sich nicht alles, was wir gesagt haben, in dem Mass als «intersubjektiv» wie wir es hofften und anstreben.

Können Habitate als Wirklichkeit erkannt werden?

Auf der Suche nach passenden allgemeinen Begriffen für die Aussenwelt in ihrer spezifischen Verknüpfung mit einer Einzelperson prägten wir den Ausdruck «biographisches Habitat». Der Begriff ist neu; wie erwähnt wurde er aus der Ökologie entlehnt, und wir sollten zunächst die Beziehung zwischen Umfeld, Umwelt und Habitat im naturwissenschaftlichen Sinn ins Auge fassen.

Die Umgebung eines Objekts kann lediglich in räumlichem Sinn verstanden werden, umfasst aber auch die ständig wechselnden Bedingungen, z.B. Wetter und Beleuchtung. Wir nennen diese Umgebung *Umwelt*, wenn wir in Betracht ziehen, wie alle Gegebenheiten eines Ortes die dort lebenden Organismen tragen und unterstützen. Alle Umweltaspekte, die für einen bestimmten Organismus relevant sind, bilden dessen *Habitat*. Ein Habitat ist also eine Umgebung, wie sie durch eine bestimmte Art erfahren wird.

In einer bestimmten lokalen Umwelt durchdringen sich viele unterschiedliche Habitate. Jede Pflanzen- und Tierart trägt zur Ausprägung bestimmter Bedingungen bei, von denen wiederum andere abhängen. Jedes Mitglied einer gemeinsamen Umwelt trägt zum Habitat aller anderen bei.

Einzelpflanzen bleiben gewöhnlich am Ort verwurzelt, aber in Samenform können sie anderswohin auswandern, wo sich eine passende Habitat-Organismus-Beziehung entwickeln kann. Tiere, die sich im Raum bewegen, haben Teil an unterschiedlichen Ortsbedingungen. Ein Extrembeispiel dafür sind Zugvögel.

Wir haben schon festgestellt, dass in der Natur Organismen spontan auftreten können, wenn sie geeignete Umweltbedingungen vorfinden. Als die Menschheit noch nichts von Zoologie wusste, dachte man, dass Ratten aus Müllhaufen entstehen: die Erfahrung zeigte, dass, wo ein Müllhaufen auftrat, er alsbald von Ratten bewohnt wurde.

Ganz speziell Mikroorganismen neigen dazu zu erscheinen, sobald die geeigneten Rahmenbedingungen gegeben sind. Lebensmittel, die offen herumstehen, schimmeln. Lebensformen, die, ohne speziell eingeschleppt zu werden, potentiell überall vorkommen, sind «kosmopolitisch». Organismen haben auch eine erstaunliche Fähigkeit, ihre Anforderungen an ein Habitat zu verändern; Bakterien können Resistenzen gegen Substanzen entwickeln, die vorher ihr Wachstum hemmten. Man geht davon aus, dass Evolution in grösseren Zeiträumen durch Umweltveränderungen zustande kommt. Habitate unterliegen allgemein einer Zeitstruktur, z.B. folgen viele Pflanzen in ihrer Entwicklung dem Jahreslauf: spriessen, blühen, fruchten und verwelken. Wir fassen hier einige Aspekte der Beziehung zwischen Art und Habitat zusammen:

- Das Habitat einer bestimmten Art ist die notwendige Bedingung für deren physische Existenz.
- Habitate verschiedener Arten können sich gegenseitig durchdringen.
- Gemeinsam vorkommende Arten können wesentlich zu den Habitaten anderer beitragen.
- Einige Arten bewegen sich – je nach Ansprüchen eines bestimmten Lebenszyklus' – in unterschiedlichen Lebensräumen. Deshalb kann *ein* Habitat ganz verschiedenartige geografische Gebiete umfassen.
- Eine Umgebung kann für manche beherbergte Arten entwicklungsfördernd sein.

Das Habitat ist also unverzichtbarer und wesentlicher Bestandteil einer Art, d.h. es ist die notwendige Ergänzung des physischen Körpers.

Von diesen Überlegungen können wir ausgehen, um das *menschliche* biographische Habitat zu umreißen. Übertragen wir die aufgelisteten Aspekte auf den Menschen, können wir versuchsweise «Art» durch «Individuum» ersetzen. Damit hat jede Einzelperson ihr biographisches Habitat und zugleich Anteil an den Habitaten ihrer Mitmenschen. Sie *begleiten* einander und diese gegenseitige Begleitung hilft das Verständnis des Einzelnen entwickeln. Auch wenn Personen auf unterschiedlichen Kontinenten leben, können sie sich gegenseitig *begleiten*, und die sie umgebenden Menschen können am jeweiligen Habitat ihres Nachbarn teilhaben.

Wertschätzung: Erkennen und Integrieren

Menschliche Existenz im Sinn des vorangehenden Kapitels kommt uns nicht einfach so zu, unabhängig davon, ob wir schlafen, träumen, mit etwas beschäftigt oder aus einem anderem Grund *nicht hier* sind. Wir existieren erst, wenn wir Erscheinungen erfassen, bewusst ordnen und sie als unsere eigene Angelegenheit wahrnehmen.

Wenn wir den Begriff Habitat auf unsere gesamte Lebens-Erfahrung ausdehnen, bilden wir Bezüge zwischen Ereignissen, die zunächst scheinbar nichts miteinander zu tun haben. Sie sind zwar «unverfügbar» (kontingent) – nicht Teil eines vorhersehbaren Plans – aber das heisst nicht notwendigerweise, dass sie zufällig, wahllos oder regellos geschehen, sondern bloss, dass Sinn und Richtung eines Ereignisses nicht vorausgesagt werden können.

Im Nachhinein können wir manchmal erkennen, dass einige unserer Handlungen durch Schlüsselerscheinungen angeregt wurden. Zunächst scheinen unsere Erinnerungen aus getrennten Ereignissen zu bestehen; das ist eine erste Stufe von Wertschätzung. Auf einer nächsten Stufe gelingt es uns vielleicht, gewisse Ereignisse zu ausdrucksstarken Bildern zu verbinden. In Kapitel 8 haben wir gesehen, wie aus zusammenhanglosen schwarzen

Flecken das Bild einer Kuh auftaucht und wie wir in einer anfänglich nicht verstandenen Metallform von Brancusi *das Neugeborene* sehen können. In unserem Kontext heisst das Entdecken von Bildern, zu erkennen, dass gewisse Ereignisse Voraussetzung für später folgende sind. Das ist der Kontext-Aspekt einer Biographie. Es reicht nicht, diese Verbindungen in einem Ablauf von Ereignissen bloss festzustellen, sie müssen entdeckt und erfahren werden. Insofern sich solche Beziehungen zeigen, wird unsere Welt eine Habitat-Welt.

Begleiten und begleitet werden

Auf der dritten Stufe von Wertschätzung, dem *Begleiten*, ist der entscheidende Bezug zwischen Ereignissen nicht kausal. Wir haben gesagt:

«Wenn wir jemanden begleiten, sind wir fortwährend am Lernen und unsere Urteilsfähigkeit entwickelt sich. Indem wir von einem Urteil zum nächsten kommen, begegnen wir dem besonderen Wesen des Begleiteten. Auf dieser dritten Stufe sind wir am weitesten sowohl von einem Vorurteil als auch von einer logischen Erkenntnisart entfernt. Wir müssen ein laufendes Geschehen akzeptieren, aber gleichzeitig daran teilhaben und unseren Anteil an Verantwortung dafür übernehmen. Das Wesen, das wir begleiten, wird Teil unseres Lebens.»

Wie die Ökologie zeigt, können wir dazu kommen unser Selbstverständnis als Einzelne durch das Verständnis unseres spezifischen Habitats zu ergänzen. Zudem werden wir immer besser die Mitmenschen – die Teil unseres Lebens sind, so wie wir Teil des ihrigen – als *Paradigma* des biographischen Habitats erkennen.

Wenn wir davon ausgehen, dass wir tatsächlich ein eigenes biographischen Habitat haben, kommen wir früher oder später zum überraschenden Gefühl, dass das, was vorher «Aussenwelt» war, nun eindeutig mit uns eine Beziehung herstellt. Hans Rudolf Schweizer schildert, wie sich im Verlauf seines ganzen Lebens eine solche intensive gegenseitige Beziehung zwischen ihm und den Bergen entwickelte:

«Sehen ist Sich-austauschen. Wir wählen und schaffen die Bilder, aber noch vorher wählen sie uns. So haben mich seit meiner Kindheit die Berge in ihren Bann gezogen. Fels und Eis und der Bergwald mit seinen verborgenen Quellen boten mir Bilder von unerschöpflicher Kraft. Sie verlangten äusserste körperliche und seelische Anstrengung und blieben mir doch immer nah und vertraut, mit ihrem nach Erde duftenden Lufthauch, ihren harten, klaren Formen, angesichts ihrer

Wildheit im Sturm, wenn wir in blendendem Schneegestöber für eine ganze Gruppe eine verlässliche Kletterroute finden mussten, um den kalten Atem einer Hochgebirgsnacht zu überstehen. Inzwischen konzentriert sich ihre Bilder schaffende Kraft zunehmend in einer begrenzten Region, in einem bestimmten Tal, mit dem mich meine wertvollsten Erinnerungen verbinden. In meiner frühen Kindheit war mein Bild der Berge vor allem von einem hohen, vollständig weissen Gipfel geprägt, der hellen Ostseite des Weissorns (Wallis); dieser Berg übt noch immer eine in Worten nicht zu fassende Anziehungskraft aus; er ist nicht bloss zum Symbol für ein reines hohes Ziel geworden. Wenn die Berge an einem klaren Oktobertag frisch mit einer hohen Schneedecke überzogen sind, verstreichen die Stunden im Staunen über dieses reinste und glänzendste Weiss der Gletscherhänge, und ich ich bin hingerissen wie von wunderbarer Musik.»⁶

Jeder mag zustimmen, dass wir Bildern Beachtung schenken, dass wir sie sogar herbeiführen. Aber Schweizer überrascht uns, indem er behauptet, dass Bilder uns wählen, weil sie für uns von Bedeutung sein werden. Eine Phase dieser Wahl beschreibt er so: «In meiner frühen Kindheit war mein Bild der Berge vor allem von einem hohen, vollständig weissen Gipfel geprägt». (Das Weissorn, wie sein Name sagt, ist tatsächlich ein ganz weisser Gipfel, nur 15 km nördlich vom weniger hellen und weniger hohen, aber berühmteren Matterhorn gelegen.) Wir möchten glauben, dass dieser Satz nicht wörtlich zu nehmen ist, aber im Lauf seines Lebens behielt Schweizer, der Bergsteiger, eine spezielle Beziehung zu genau diesem Gipfel. Und als im späteren Leben die empfangenen Berg-Bilder sich mehr und mehr auf eine begrenzte Region konzentrierten, gewann ihre Erscheinung an Eindrucks-kraft. (Konkret: dieser Ort war das Lötschental, wo Schweizer und seine Freunde auf der Tellialp eine Hütte besaßen. Von Aussichtspunkten in dieser Gegend erblickt man den geliebten weissen Gipfel.) Im letzten Satz des Zitats vergleicht Schweizer sein Entzücken mit demjenigen beim Hören von wunderbarer Musik. Er war ein ausgezeichneter Geiger und spielte gerne Bach, demnach hat sein Hinweis auf Musik einiges Gewicht; beim Zuhören geben wir acht auf das, was sich uns mitteilt. Und weiter, da wo die Situation äusserste Anstrengung verlangte, war klar, dass eine gegenseitige Beziehung bestand. Alles in allem fühlte er sich in diesem speziellen

6 Zitat übersetzt aus «Being on Earth», S. 167f. Das deutsche Original war nicht aufzufinden.

Lebensstrang begleitet: als Kind, als anspruchsvoller und verantwortlicher Bergsteiger, und, noch bewusster, als sich sein Interesse auf die Umgebung jener einfachen Hütte auf der Tellialp konzentrierte.

Ein weiteres Lebensmotiv führte Hans Rudolf Schweizer zu seiner frühzeitigen Pensionierung als Gymnasiallehrer für Latein, Griechisch und Philosophie, damit er sich um dringendere Bedürfnisse kümmern konnte: Seine neue Hauptbeschäftigung wurde der Dienst an Menschen, die Unterstützung brauchten. Er half Flüchtlingen, die ihre ferne Heimat wegen bewaffneten ethnischen Konflikten verlassen mussten, bei den Rechtsformalitäten, besuchte sie im Ausschaffungsgefängnis, bezahlte für dringende medizinische Pflege und richtete sogar persönlich einen Laden ein, um einem Tamilen zu einem Lebensunterhalt zu verhelfen. Eine tamilische Familie nahm er in seinem Haus auf – sie ist immer noch da, dank seiner Initiative inzwischen eingebürgert. Als Schweizer 2001 starb, übernahmen Freunde das Erbe, sich um die Familie zu kümmern.

Biographie als Begleitarbeit

«Begleitung» zieht sich als Thema durch das ganze Buch (Being on Earth). Im ersten Kapitel hörten wir von Ron Brady, dass sein Chemieprofessor befand, die Leidenschaft seines jungen Studenten für sinnlich wahrnehmbare Eigenschaften sei eher die Einstellung eines mittelalterlichen Alchimisten als die eines modernen Chemikers.

Ron erinnerte sich später an diesen Vorfall, als ein Morphologe ihm sagte, wer er wirklich war: jemand, der die Natur schätzt. Im Nachhinein wurde Ron klar, dass die Professoren sein Problem besser erfasst hatten als er selber es konnte. Es scheint, als hätten Menschen, die Ron kaum kannten, in diesen kurzen Gesprächen ihn wirklich verstanden und diese Erkenntnis in Worten ausgesprochen, deren Widerhall ihn jahrelang begleitete.

In ähnlicher Art beschrieb ich im 5. Kapitel («Ein Physiker entdeckt Ästhetik»), welche Schritte auf meinem Weg schliesslich dazu führten, dass ich Mitautor dieses Buches wurde. Die Rolle vieler Menschen ist mir inzwischen klar. Sie führten mich voran ohne zu wissen, dass sie Vermittler und Helfer auf meinem einmaligen Weg waren.

Ron Brady und Stephen Edelglass begegneten mir beide in Dornach. Ron kam 1971 hierher, um seine Dissertation zu schreiben: «Schritte zu einer gemeinsamen Morphologie für Ästhetik und Wissenschaft: Goethes Empirie».

Kurz zuvor war ich Mitarbeiter des naturwissenschaftlichen Forschungsinstituts am Goetheanum geworden, und ich erzählte Ron über Jochen Bockemühls Forschung zum Pflanzenwachstum. Ron entwickelte ein tiefes Interesse an Blattformen und -metamorphosen. Er wiederum zeigte

mir, wie Intentionalität beim Betrachten von Kunstwerken wirkt, u.a. am Beispiel von Brancusi.

Zehn Jahre später traf ich Stephen Edelglass, als er in den Sommerferien nach Dornach kam. Er war da schon Physiklehrer und interessierte sich für meine Arbeit. Seit dem Besuch von Ron hatte ich eine Reihe von Lehrmitteln für phänomenbasierte Physik entwickelt, darunter auch ganz neue Experimente und Gedankengänge. Aus der Begegnung mit Stephen wurde eine langjährige Freundschaft, wir arbeiteten für Tagungen zusammen und verfassten gemeinsam das Buch *The Marriage of Sense and Thought*.

Die Wende in meinem Weg

All das wäre nicht geschehen, wenn ich nicht in Dornach gewesen wäre. Ein spezieller Moment in meinem Leben brachte mich unmittelbar nach meiner Promotion in München erstmals nach Dornach. Ich hörte im Vortrag eines Ingenieurs von überraschenden Forschungsrichtungen, die nicht zur Physik passten, die ich kannte. Obschon ich mich nie für unkonventionelle Forschung interessiert hatte, fesselte mich das Thema. Nach dem Vortrag begann ich ein Gespräch mit dem Referenten. Es zeigte sich, dass er für sein Labor auf der Suche nach einem kompetenten Mitarbeiter war und ich bot spontan meine Hilfe an. Vor dem Vortrag hatte ich keine Ahnung dass eine solche Arbeit überhaupt denkbar war. Ich hatte lediglich den Drang zu helfen, ohne zu wissen, wie er seine Auffassungen begründete. Das einzige, was ich zu seinen Projekten beitragen konnte, war etwas Erfahrung mit experimenteller Arbeit. Dass ich nicht im Sinn meiner ins Auge gefassten Karriere handelte, ist ziemlich überraschend. Ich liess mich stattdessen auf eine unerwartete Begegnung mit einem Mitmenschen ein. Nach einem Jahr in Dornach stellte sich heraus, dass diese Forschung zu nichts führte und ich ein ganzes Jahr verschwendet hatte. Zum Glück bekam ich eine zweite Chance und fand Arbeit in dem Gebiet der Physik, für das ich ausgebildet war.

Etwas anderes hatte zu meinem unbedachten Entscheid beigetragen – eine andere «schlechte» Erfahrung. Ich war mit einem Mädchen befreundet, wir interessierten uns beide für eine neue Forschungsmethode, die Anthroposophie, und sie konnte das besser als ich. Sie studierte Architektur an der gleichen Uni (Technische Universität München) und wir trafen uns fast täglich. Ich hatte mich daran gewöhnt, mit ihr Gedanken und Interessen zu teilen. Dann fand sie auf einmal ihren zukünftigen Ehemann – jemand anders. Erst nach Monaten wurde ich mit dem Verlust fertig. Allein zu sein war hart, ich brauchte menschliche Gesellschaft. Während dieser schwierigen Zeit beendete ich meine Dissertation und das Doktorexamen. Obschon ich sicherlich nervös war, muss ich gleichzeitig dankbar für die Begleitung

durch die Prüfer gewesen sein. Jedenfalls beschlossen sie, nachdem ich den Raum verlassen hatte, mir die höchste Auszeichnung zu geben. Wenn ich nicht in so labiler Verfassung gewesen wäre, hätte ich nie den ersten Schritt weg von einer akademischen Physikkarriere gemacht. Auf lange Sicht hat der unbedachte Entschluss eines aus dem Gleichgewicht geratenen Mannes ihm die Keime zu Erfahrungen gebracht, die sich erst viele Jahre später entfalten konnten.

Begleitung in einer einzelnen Begegnung

Begleitung klingt nach einer Gruppe Leute, die uns umgeben, die wir persönlich kennen. Für die Geschichte, wie die Autoren sich fanden und wie ein Ereignis in meiner Vergangenheit uns half, stimmt das. Die nächste kurze Erzählung handelt von einer Begegnung mit einer Person, von der man zunächst annimmt, sie bleibe ein Fremder. Trotzdem wäre es falsch anzunehmen, dass die Begegnung keine Langzeitwirkung hatte – oder dass der Fremde mich nicht bis heute begleitet hätte.

Jemand mag uns zeigen, dass das, was wir gewohnheitsmässig Tag für Tag tun, von einem neuen Standpunkt aus gesehen, nicht angebracht ist. Das Goetheanum in Dornach bei Basel ist ein erhabenes und einmaliges Gebäude. Es steht prominent auf einem Hügelzug, mit zwei Zugangsstrassen von der Talseite. Mein Arbeitsplatz war an der nördlichen Zugangsstrasse, mein Wohnhaus auf der Südseite. Ich fuhr mindestens viermal im Tag am Gebäude vorbei über den Hügel. Oft kamen Geländebesucher an meinem Arbeitsort vorbei, seinerseits ein bemerkenswerter Bau, und wollten herumgeführt werden. Ein junger Amerikaner, hippiemässig gekleidet, zeigte grosses Interesse. Nach einem netten Gespräch fragte er mich beiläufig nach dem Weg zum Goetheanum. Da wir neben der Strasse standen, sagte ich, er könne diese nehmen. Er war sehr überrascht und fragte: *Fährt* man denn zum Gebäude? Seine Antwort traf mich wie ein Blitz, ich verstand ihn sofort. Von da an hütete ich mich, je wieder über den Hügel zu fahren. Ich nahm für meinen Arbeitsweg nicht mehr das Auto, später gab ich das Autofahren ganz auf und begann zu verstehen, dass Scham uns helfen kann, Hinweise aufzunehmen, die «Begleitung» uns nahelegt. Tatsächlich führte die Äusserung des jungen Mannes letztlich dazu, dass die Autozufahrt zum Goetheanum drastisch beschränkt wurde – aber das ist eine lange Geschichte.

Begleitung: das realistische Gesellschaftskonzept

Ich habe betont, dass *Begleitung* wesentliche Ingredienzien zu unserem biographischen Habitat liefert. Im täglichen Sprachgebrauch sagen wir «Ge-

sellschaft» (society), wenn wir «Begleitung» (Company) im weitesten Sinn meinen. Hier ist folgendes wichtig: Sobald wir begreifen, dass eine Vielzahl von Menschen möglicherweise Botschafter unserer eigenen zukünftigen Aufgaben sind, gewinnt jede Begegnung ein Element von Erwartung und existentiellem Wert. Es ist somit interessant zu beobachten, inwiefern die Zivilisation menschliche Begegnungen eher fördert oder im Gegenteil, sie abschafft. Es gibt beide Tendenzen.

Statistisch gesehen ist die Erdbevölkerung nicht nur am Wachsen, sondern konzentriert sich in dicht besiedelten Gebieten. Weniger Menschen bleiben in ländlichen Regionen; Landwirtschaft wird entweder mechanisiert oder aufgegeben. Natur ist nicht mehr normale menschliche Umgebung. Wir bewegen uns immer mehr in menschengemachten physischen und sozialen Strukturen. In den sogenannten Entwicklungsländern leben in städtischen Ballungsgebieten viele Menschen, die mit einfachsten Behausungen und Lebensbedingungen zurecht kommen müssen. Da gibt es viele Möglichkeiten zur Begegnung. Die meiste Zeit sind die Bewohner in engem Kontakt mit Stimmen, Aussehen, Ausdruck und Handlungen anderer Menschen. Es scheint, dass menschliche Umgebung an solchen Orten mehr und mehr aus *Begleitung* besteht.

Auch in den Industrieländern entfernen sich die Menschen von der Natur. Aber hier entwickelt die Zivilisation eine Lebenspraxis, die die Möglichkeiten für direkte physische Begegnungen vermindert. Technologie, kombiniert mit wirtschaftlichen Überlegungen, lässt uns mehr und mehr mit Robotern interagieren, d.h. mit Automaten irgendwelcher Art. So erledigen wir z.B. immer mehr Dinge über das Internet, wir sind daran, Ladentisch und Bankschalter, wo Geschäfte noch persönlich getätigt werden, abzuschaffen. Zeit, die mit elektronischen Medien verbracht wird, wird mehr und mehr zu Zeit ohne echte menschliche Beziehungen. Das Auto überbrückt zwar immer grössere Distanzen, entfremdet uns aber voneinander. Alles in allem wird im täglichen Leben unsere Abhängigkeit von der Gesellschaft grösser, aber wir verlieren die Verbindung mit realen Menschen.

Wir können hier keine Patentrezepte anbieten, die die wachsende Entfremdung von wirklicher Erfahrung und menschlichen Beziehungen beheben würden. Skeptiker mögen einwenden, dass in den Industrieländern die Segnungen der Abschottung des Einzelnen nicht unbegrenzt aufrecht erhalten werden können. Zur Zeit werden gesundheitschädigende Folgen unserer technischen Zivilisation eingehend diskutiert: globale Erwärmung, Gentech-Lebensmittel, Elektrosmog, Feinstaubbelastung und viele andere. Dabei wird eine weitere Gefahr übersehen: dass wir eine bestimmte Art von lebenserhaltenden Erfahrungen verlieren, nämlich diejenigen, die nur zwischenmenschliche Begegnungen uns geben können.

Dieses Buch handelt vom Wert, den unsere eigene Aktivität beim Sammeln von Erfahrungen hat. Das Motiv *Begleitung* regt an, neu zu verstehen, wer wir sind, und das führt uns weit über eine alleinige Identifikation mit unserem Körper hinaus. Wir können lernen, uns mit der *Begleitung* zu identifizieren, die den Verlauf unseres Lebens prägt. Jeder Mensch, den wir treffen, ist auf die eine oder andere Weise Gelegenheit, unser Leben reicher zu gestalten, und uns gleichzeitig vermehrt in die *Begleitung* anderer zu verwickeln.

Literatur

Barth, H. (1965): Erkenntnis der Existenz. Basel: Schwabe.

Maier, G., Brady R., Edelglass, S.: Being on Earth. Hrsg.: Lutz-Helmut Schön und Johannes Grebe-Ellis in der Reihe Phänomenologie in der Naturwissenschaft, Logos Verlag Berlin). Free download from: <http://science.goetheanum.org/Being-on-Earth-A-New-Book.1761.0.html>

Steiner, R. (1897): Einleitungen zu Goethes Naturwissenschaftlichen Schriften, Kapitel XVIII Goethes Weltanschauung in seinen «Sprüchen in Prosa». Dornach. GA 1

Georg Maier
Hauptstrasse 44
4143 Dornach
georg.maier@bluewin.ch